

Sind wir wirklich so korrupt und böse?

Autor(en): **P.A.S. / D.W. / G.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **30 (1959)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-808292>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FACHBLATT FÜR SCHWEIZERISCHES ANSTALTSWESEN

VSA

REVUE SUISSE
DES ETABLISSEMENTS HOSPITALIERS

Nr. 9 September 1959 - Laufende Nr. 331

30. Jahrgang - Erscheint monatlich

AUS DEM INHALT:

Das Wohnheim für berufstätige Mütter und ihre Kinder in Flurlingen

Wochenlang freiwillig blind

Schulbeginn um 7, 8 oder 9 Uhr?

Schwierige Kinder — schwierige Eltern

Männliche Mitarbeiter im Mädchen-Erziehungsheim

Das Eintrittsalter der Krankenpflegeschülerinnen

Hinweise auf wertvolle Bücher

Umschlagbild: Familienatmosphäre im Wohnheim in Flurlingen. Siehe Artikel «Jung und alt fühlen sich wohl». — Aufnahme René Haury.

REDAKTION: Emil Deutsch, Marchwartstrasse 71,
Zürich 38, Telefon (051) 45 46 96

DRUCK UND ADMINISTRATION: A. Stutz & Co.,
Wädenswil, Telefon (051) 95 68 37, Postcheck VIII 3204

INSERTENANNAHME: G. Brücher, Zürich 24,
Postfach 126

Sind wir wirklich so korrupt und böse?

Das Negative hat eine ungeheure Anziehungskraft. Immer wieder lässt sich das feststellen. Was lesen die meisten Leute zuerst, wenn sie eine Zeitung aufschlagen? Die Rubrik der «Unglücksfälle und Verbrechen». Da hat ein rücksichtsloser Automobilist ein Schulmädchen angefahren und schwer verletzt, da ist eine alte Bauernfrau des Giftmordes an ihrem Schwiegersohn überführt worden, da haben zwei 17jährige Lehrlinge einen Kiosk ausgeraubt und sind mit einem gestohlenen Auto entkommen... «Schrecklich», sagen wir mit gutem Grund. Und vielleicht fügen wir mit einem Seufzer hinzu: «Die Welt ist schlecht. Die heutige Jugend — was wird wohl aus ihr werden?»

Sehr oft kommt gewissen Leuten dieser Satz über die Lippen, er ist ihnen schon fast zur Gewohnheit geworden. Und eben das — scheint mir — ist gefährlich. Denn mit der Zeit wird er zum *Schlagwort*, das wir bedenkenlos nachplappern, obschon wir eigentlich bei näherem Nachdenken gar nicht dazu stehen können. Aber eben: das Negative zieht die Menschen an, und es ist — leider — Mode geworden, sich fast nur noch mit ihm zu befassen und so zu tun, als ob es in der Welt nichts mehr anderes gäbe. Soundsoviele neue Theaterstücke werden geschrieben und tatsächlich aufgeführt, die uns ganz bewusst einen Schauer den Rücken hinter jagen, indem sie uns die Verruchtheit der heutigen Menschen und der Gegenwart überhaupt vordemonstrieren. Auf der Bühne streiten sich eine unbefriedigte Frau und ein dem Trunk ergebener, moralisch haltloser Mann — worüber nachher mit Worten höchster Anerkennung geschrieben wird, der Autor sei ein Wahrheitsfanatiker und reisse der Heuchelei die Maske vom Gesicht. Ein anderes

Stück führt uns mitten in ein kriegszerstörtes Dorf, wo die wenigen Ueberlebenden wie gelähmt vor sich hinbrüten und überzeugt sind, das Elend werde noch stärker über sie hereinbrechen, also lohne es sich nicht, die Finger zu rühren und den Kopf wieder zu heben. «Ein tiefes, ernstes Schauspiel», heisst es nach der Premiere, «das uns die Hoffnungslosigkeit vor Augen führt, in die wir Menschen uns selber geführt haben...»

Und die grossartigen Beispiele von Tapferkeit, Mut und ungebrochenem Lebenswillen, die sich in Wirklichkeit in den verwüsteten Städten zeigten? Sind sie plötzlich vergessen?

Wer sich von dieser Art Literatur, von den unzähligen Dirnenfilmen, von den pessimistischen Zeitungsartikeln allmählich angewidert fühlt, wird gar leicht mit einem überlegenen Lächeln als oberflächlich abgetan — und es ist ja leider wahr: es gibt in der Welt des Ueblen genug, dessen wir uns schämen müssen, und es ist gewiss nicht gut, vor dem Elend und den Ungerechtigkeiten die Augen zu verschliessen. Es bleibt uns in dieser Hinsicht noch Arbeit genug zu tun.

Doch scheint es mir ebenso unsinnig zu sein, vor dem Guten und Rechten die Augen zu verschliessen und den schwarzen Schlagzeilen mehr zu glauben als der eigenen Erfahrung. Wenn mir wieder einmal ein Film weismachen will, dass die heutige Schuljugend verderbt sei und in jedem Halbwüchsigen ein kleiner Gangster stecke, dann führe ich meine Gedanken zu all den jungen Leuten, die ich kenne, und mit denen ich bekannt oder verwandt bin. Und dann sehe ich den gesunden, fleissigen Fritz aus dem Nachbarhaus vor mir, der im Frühjahr die Schule beendet hat und nun jeden Morgen um sieben Uhr als Lehrling in die Schlosserei geht, der zweimal in der Woche des abends einen Fortbildungskurs besucht und die Hälfte seines bescheidenen Monatslohns daheim abgibt... Ich sehe das Mädchen aus dem oberen Stockwerk, das Lehrerin werden will, und das keine grössere Freude kennt, als ins Seminar zu gehen. In seiner Freizeit spielt es Schach und liest Bücher aus der Bibliothek, im nächsten Sommer will es dringend einen Schwimmkurs nehmen und wenn möglich das Lebensretterbrevet machen... Ich sehe meinen Göttibuben vor mir, der sich in seiner Freizeit — weit entfernt von Gedanken an Mord und Totschlag — am liebsten mit seinem Oelmalkasten an den nahen Waldrand setzt, und ich denke an die Tochter eines Klassenkameraden, die eine begeisterte Bergsteigerin ist und sich wenn möglich an jedem Wochenende auf irgendeinem Dreitausender von ihrer Arbeit in der Schneiderei erholt. Dutzende von solchen Beispielen könnte ich aufzählen, von jungen Leuten, die sauber und ehrlich ihren Weg gehen, und ich hätte jedenfalls bedeutend mehr Mühe, Gangster und solche, die es werden wollen, ausfindig zu machen.

Aber die Jugend ist nicht das einzige, was mir einer Verteidigung wert scheint. Auch die *Erwachsenen* verdienen eine bessere Note, als man ihnen oftmals zu geben gewillt ist. Die ewig streitenden Ehepaare, die im Wirtshaus sitzenden Väter, die keifenden Mütter und die egoistischen Junggesellen



— es gibt sie, ganz gewiss, doch gehört zum Beispiel in unserem Zwölffamilienhaus, das keineswegs eine besondere Auslese beherbergt, nur eine einzige Mieterschaft zu den ungefreuten Elementen, während man von den übrigen Stockwerken eigentlich nur Gutes melden kann. Am Feierabend sieht man die Ehepaare Arm in Arm durchs Dorf spazieren oder gemütlich auf dem Balkon sitzen, der Junggeselle im zweiten Stock lädt regelmässig einmal im Monat sein Patenkind ein und unternimmt mit ihm einen Ausflug per Schiff oder Bahn, die alternde Jungfer aus dem Dachgeschoss ist wohl manchmal — wer möchte es ihr verargen! — ein bisschen verdriesslich und ihrer Einsamkeit überdrüssig, doch führt sie mit Umsicht und Geschick einen kleinen Laden und tut im übrigen der Menschheit nichts zuleid.

Sind wir wirklich eine geschlagene, pessimistische, hoffnungslose Generation?

Wir alle lesen die Tageszeitung, erleben mit Bangen die Drohungen und fruchtlosen Konferenzen der Politiker mit, wir sind uns der Gefahren der Gegenwart durchaus bewusst. Trotzdem lassen wir die Arme nicht hängen, sondern gehen täglich unserer Arbeit nach, wir zeugen Kinder, lassen ihnen eine gute Pflege angedeihen, bauen Schulhäuser und Kirchen, erleben klopfenden Herzens und nicht ohne Stolz die technischen Fortschritte mit, gehen abends ins Theater und im Sommer in die Ferien, feiern Silberne Hochzeit und zahlen pflichtbewusst unsere Steuern. Mit einem Wort: wir suchen das Beste aus unserer Situation zu machen. Und es gibt immer wieder Leute, denen das «Beste» auch wirklich gelingt und die ihr Leben so gestalten und erfüllen, dass wir mit Hochachtung zu ihnen aufblicken.

Ich glaube, es ist an der Zeit, dies alles auch wieder einmal festzustellen und die Elendsstücke im Kino und im Theater, die Elendsbücher und Elendsartikel als das zu nehmen, was sie sind: meinetwegen als nützliche Warnungen vor Lethargie und rosenroter Beschönigung, aber gewiss nicht als allgemein gültige Spiegelungen unseres Lebens. Behalten wir doch die richtigen Proportionen, pflegen wir den gesunden Menschenverstand, vertrauen wir doch wieder ein wenig mehr unseren eigenen Augen und Ohren, als den Schlagworten

jener, die immer nur krankhaft das Negative suchen, auf dessen Anziehungskraft spekulieren und damit einen — leider — sehr lukrativen Gimpelfang betreiben.

P. A. S.

Weitere Stimmen zum gleichen Thema

Unsere Gewohnheiten sind kein Zeugnis für moralische Grösse

Wir gehen täglich unserer Arbeit nach, setzen Kinder in die Welt, bauen Schulhäuser und Kirchen, zahlen pflichtgemäss unsere Steuern — «werfen keine Laternen ein, zünden aber auch keine an». (Gottfried Keller: «Die drei gerechten Kammacher.») Eben aus einem solchen Leben, das wir uns ja, im Grossen wie im Kleinen immer wieder zu schaffen geneigt sind, will uns die genannte Art von Theaterstücken mit vollem Recht aufrütteln, indem sie uns einen Schauer den Rücken hinunterjagt. Sie zeigt uns, dass diese Gewohnheiten noch kein Zeugnis für moralische Grösse ausstellen, dass vielmehr hinter ihnen sehr wohl eine Lüge verborgen liegen kann. Diese Dichtungen spiegeln also doch unsere Wirklichkeit, wenn auch oft auf eine bis ins Grotteske überhöhte und gesteigerte Weise.

Das heisst nicht, dass es die geistlosen Filme, die substanzlosen Bühnenstücke nicht gibt. Diese betrachte ich aber als nichts anderes als billige Unterhaltung, die allen Neigungen des Publikums möglichst entgegenkommt und sich die Tatsache zu Nutzen macht, dass das Negative im allgemeinen leichter darzustellen ist als etwas Aufbauendes.

Dennoch bleibt die schon so oft aufgeworfene Frage: «Sind wir so korrupt und böse?» Ich glaube, man kann sie, ohne natürlich beim Wort «böse» an Mord und Totschlag zu denken, sondern indem man sich den Egoismus, wie er sich in den verschiedenen Epochen auf verschiedene Art äusserte, vor Augen führt, mit «Ja» beantworten. Auf jeden Fall müssen wir Beispiele, die gegen diese Behauptung sprechen, auf einer anderen Ebene suchen, nämlich dort, wo Menschen ihren Egoismus bekämpfen und sich Verantwortungen über den allerengsten Kreis hinaus aufladen und für andere da sind.

D. W., Gelterkinden

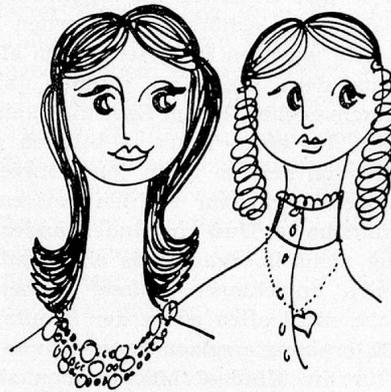
Eine Gewissensfrage an Eltern und Erzieher

Eine eigenartige Welle geht durch die Welt, wobei die Duplizität der Ereignisse zeigt, dass das Problem der heutigen Jugend in weiten Bezirken des Erdenrunds besteht. In der Schweiz, in Frankreich und Schweden hat die kampierende Jugend in einem Ausmass zu randalieren begonnen, die alle «wohlerzogenen» Elemente tief schockierte. Sicherlich, diese Ereignisse waren alles andere als erfreulich, und sie bieten Anlass zu ernsthafter Ueberlegung. Wo sich aber Eltern und Erzieher damit befassen, mündet die Sorge der Alten zumeist bei der vollkommen unrealen Frage, ob tatsächlich unsere heutige Jugend anders und schlechter geartet ist als diejenige früherer Perioden? Im Grunde glaube ich nicht, dass unsere Jugend sich bedeutend von ihren Vorgängerinnen unterscheidet. Sie ist das Gärungsprodukt zwischen Kindesalter und Erwachsenen geblieben, wobei sich höchstens

Zeitpunkt und Intensität des Reifeprozesses von früheren Epochen unterscheiden mag.

Der frühere Kontakt mit dem Leben des Erwachsenen und die bewusste Vorbereitung dazu haben zwangsläufig zu einer zeitlichen Vorverlegung des Reifeprozesses geführt, der intensivere Umweltkontakt über Buch, Film, Radio, Fernsehen usw. zu einer derartigen Verstärkung und Kumulation der charakterbildenden Faktoren, dass sich der Uebergang mit einer Urtümlichkeit vollzieht, wie wir sie in unserem eigenen Leben nicht gekannt haben. Zu dieser Urtümlichkeit gesellt sich deren spontane Manifestation in breiten Schichten der Jugendlichen, die einen früher eher individuell verlaufenden Entwicklungsprozess zu einer *Massenerscheinung* werden liess. Damit zusammenhängen mag jenes Phänomen, das über ein erwachtes Jugendgefühl hinaus eine Solidarität innerhalb der jungen Generation verkörpert, die einem immer wieder in Erstaunen versetzt.

Das Bewusstsein, bereits im Vollbesitz der Erwachsenenenerfahrungen zu sein, führt unverkennbar schon



im Jugendstadium zu einer Freiheit der Anschauungen, die die Alten und «Mittelalterlichen» als unbotmässige Anmassung empfinden, wie auch den gebietischen Anspruch, deren Weltbild mit dem selbstgezimmerten und mit grosser Absolutheit verteidigten Weltbild der Jugend zu konfrontieren. Dabei wollen wir nicht übersehen, dass das in die Schrankenfordern unserer «antiquierten» Anschauungen in positiver Weise mit einer Ehrlichkeit und Offenheit geschieht, die sich in vorteilhafter Weise von jenem Duckmäusertum unterscheidet, das diesen Entwicklungsprozess früherer Epochen oft kennzeichnete.

Die Frage scheint sich mir heute deshalb in anderer Weise zu stellen, so nämlich, ob wir Aeltern die Herausforderung zur Diskussion *hören*, aber auch, ob wir sie *annehmen*, und ob wir fähig sind, das Positive, das in einer auch stürmisch verlaufenden Entwicklung enthalten ist, so zu lenken, dass wir zuversichtlich und nicht mit pessimistischer Resignation dem Heranwachsen einer kommenden Generation entgegenblicken dürfen.

Und da stellt sich die Gewissensfrage für uns als Eltern und mit der Erziehung Betrauter. *Haben wir die uns gebotene Gelegenheit ergriffen und haben wir so davon Gebrauch gemacht, dass wir uns an den jugendlichen Ausschreitungen der jüngsten Zeit nicht mitverantwortlich fühlen müssen?*

Die Frage stellen, heisst, sie auch bereits beantworten. Wir müssen zweifellos unseren Standort der Jugend gegenüber einer ernsthaften Ueberprüfung unterziehen. Wir wollen versuchen, es mit derselben Freimütigkeit und Offenheit zu tun, mit der auch die uns nachstürmenden jungen Menschen uns gegenüber treten. Wir wollen ihr beweisen, dass wir sie *ernst nehmen*, weil wir nur dann auf den guten Glauben treffen, den wir benötigen, um im menschlichen Wingert das gesunde Holz und nicht die wilden Schosse zu pflegen.

G. S.

Die Jugend bedarf der Führung

Nicht nur an die Alten, auch an die Jungen ist zu denken. Sind sie schlechter geworden als früher? Manche möchten es glauben, wenn sie von Zügellosigkeiten der Halbstarcken hören. Man soll zwar nicht verallgemeinern und ob der Entrüstung die Kapriolen unseres eigenen drangvollen Jugendalters vergessen. Aber als Symptome einer ernsten Wachstumskrise sind solche Erscheinungen dennoch nicht zu übersehen. Sind unsere Erziehungsfehler nicht daran mitbeteiligt? Glaubten die einen von uns nicht allzu lange daran, es gehöre zur modernen Pädagogik, die Kinder wild wachsen zu lassen, ihnen alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, allen ihren Wünschen nachzugeben, ihrem Egoismus keine Schranken zu setzen, bis eines Tages — bildlich gesprochen — der Vater von seinem Sohn jene Ohrfeige erhält, die er ihm, dem Sohn, zur rechten Zeit zu verabreichen versäumt hatte. Und empfinden andere die Kindererziehung nicht überhaupt als eine lästige Pflicht, der man sich entschlagen müsse? Ueberlassen sie diese Aufgabe nicht allzu gerne der Schule allein, die ja nie das Elternhaus ersetzen kann? Nimmt man sich noch Zeit für die Kinder? Möchte man sie nicht so schnell wie möglich los werden und schickt sie mit Taschengeld auf die Strasse? In wie manchen Fällen ist die Ehe nicht viel mehr geworden als ein Zweckverband zur Erreichung eines höhern Lebensstandards statt eine Lebensgemeinschaft, wo die Kinder ein Zuhause finden und die erforderliche Nestwärme für ihr inneres Wachstum. Ohne menschliche Bindungen und Beziehungen soll diese Jugend den rechten Weg finden im Sturm ihrer Gefühle und in ihrer Verwirrung über die Welt, die sie nicht versteht. Manche von ihnen sind im Grunde genommen so einsam wie die einsamen Alten und wissen sich in ihrer Not nicht anders zu helfen als mit Ausbrüchen der Zerstörung. Darum müsste heute ein wichtiger Teil der helvetischen Erneuerung darin bestehen, dass sich die Erzieher, Eltern und Lehrer, ungeachtet der hochentwickelten Psychologie — die grosse Zahl von psychologischen und psychiatrischen Beratern ist ja auch ein Kennzeichen unserer Zeit — wieder auf die alte, einfache Wahrheit Gotthelfs besännen, dass im Hause zu beginnen hat, was leuchten soll im Vaterland, und die Jugend der Führung bedarf durch *Festigkeit und Güte* und durch das Beispiel der Alten. Die Jugend von heute ist nicht verdorben. Sie hat wie je das Bedürfnis nach Grösse, nach Freiheit und Entfaltung. Geben wir ihr Gelegenheit dazu, lenken wir ihren Tatendrang in gesunde Bahnen, gewähren wir ihr eine Ausbildung gemäss ihren Fähigkeiten und Begabungen, anerkennen wir ihr Recht auf Bildung, das allen

zustehen soll, ohne almosenhafte Stipendien und nicht mehr abhängig vom Geldbeutel des Vaters, stellen wir sie vor grosse Aufgaben, so wird sie daran wachsen und den Weg in die Gemeinschaft des Volkes finden.

P. Sch.

Das Bild der Jugend wird verzerrt

Berichte über die sogenannten Halbstarcken-Krawalle und Diskussionen über ihre tieferen Ursachen erwecken den falschen Eindruck, als ob eine ganze Generation in Bewegung und Auflösung geraten sei. Dabei beteiligt sich nur ein *bescheidener Bruchteil* an solchen Ausbrüchen. Es charakterisiert unsere Zeit, dass den Exzessen einer Minderheit breite Publizität gegeben wird und so ein völlig verzerrtes Bild der Jugend von heute entsteht. Dabei zeichnet sich gerade die junge Generation durch einen *nüchternen und sachlichen Geist* aus. Aeltere erheben oft den Vorwurf eines Mangels an Begeisterungsfähigkeit; aber im Blick auf den irregeleiteten Enthusiasmus der verflorenen Jahrzehnte, auf die letzten Katastrophen der Geschichte und die Inflation der Schlagworte ist diese unvoreingenommene, oft skeptische Haltung der Zeit und ihren geläufigen Parolen gegenüber begreiflich.

Gut und schlecht lassen sich nicht säuberlich trennen

Ohne die höchst heikle Frage zu diskutieren, was gut und schlecht denn überhaupt sei, und ob es dies nicht etwa nur in unserer Vorstellung gebe, wollen wir uns doch dazu bekennen, dass beide nicht nur schön säuberlich getrennt, sondern auch gleichzeitig miteinander auftreten können und schon deshalb so schwer zu erkennen sind.

Die Tatsache, dass das Gute bzw. Schlechte so gut wie nie in reiner Form in Erscheinung tritt, macht uns das Werten ja gerade so schwer. Abgesehen davon, dass es beispielsweise neben Milieufilmen auch noch andere Filme gibt, über welche die Menschen sich zu unterhalten pflegen, möchte ich behaupten, dass auch der schlimmste Milieufilm sehr oft, wenn auch versteckt, eine positive Aussage zu machen vermag. Vor allem aber möchte ich mich dagegen wehren, dass der Grössteil der Menschen nur mehr das Schlechte zu sehen imstande sei. Diese Behauptung als Ausgangspunkt eines Aufsatzes und als pessimistische Verallgemeinerung sondergleichen, erscheint mir zumindest als höchst fragwürdig. So wurde, um wieder nur ein Beispiel herauszugreifen, das Problem der «heutigen Jugend» gerade in letzter Zeit durch die Presse gar nicht zu Ungunsten der jungen Generation diskutiert. Und auch diese Blätter haben erstaunlicherweise ihren Absatz gefunden. Ein jeder Mensch tut, sucht und findet sowohl Gutes als auch Schlechtes. Die beiden gegeneinander auszuspielen, dürfte ein zweckloses Unterfangen sein, zumal das Werturteil als solches in jedem Falle eine Ansichtssache ist — auch dann, wenn eine solche Ansicht von mehreren Personen geteilt wird.

Und zu allem Elend sind gut und schlecht oft noch bis zur Ununterscheidbarkeit miteinander vermischt. Auch die Grosszahl der heutigen Menschen dürfte noch in der Lage sein, zu erkennen, dass es, nebst anderen, auch noch nette Leute gibt. Und die andern werden es wohl nie glauben lernen. Vor allem aber sollte man

niemandem weismachen wollen, die Allgemeinheit wolle und könne nur noch das Schlechte sehen. Dass dies in keiner Weise den Tatsachen entspricht, kann jedermann, der Augen hat zu sehen, erkennen. Sonst

würden nämlich Berichte über die Tätigkeit des Roten Kreuzes, Albert Schweitzers und Abbé Pierres aus unserer Tagespresse verschwinden.

Ch. L.

Jung und alt fühlen sich wohl

Das Wohnheim für berufstätige Mütter und ihre Kinder in Flurlingen

In einer Reihe freundlicher, gleichartiger Einfamilienhäuser befindet sich das Wohnheim, völlig unerkennlich als «Heim» nach aussen — ohne die sattem bekannte, weithin blinkende Metalltafel! Man vermutet dort höchstens eine recht kinderreiche Familie, denn zur warmen Jahreszeit tummeln sich die noch nicht Schulpflichtigen ab sieben Uhr morgens im Garten, der sich leicht geneigt bis zum grünen Strom hinunterzieht.

Im Dezember werden es drei Jahre her sein, seit das freundliche Haus im Grünen, dicht am Rheinufer gelegen, von der Schweizerischen Pflegekinderaktion, Sektion Zürich, erworben wurde, um das längst benötigte, aber bis dahin nie gelungene Projekt eines Wohnheims für berufstätige Mütter und ihre Kinder zu verwirklichen. Obschon viel Skepsis dahinterstand, vor allem auch der äusserst geringen Geldmittel wegen, konnte man nach einem Jahr Bewährungsfrist das Wagnis als gelückt betrachten. Heute können in Flurlingen sieben Mütter und neun Kinder aufgenommen werden, oder drei Säuglinge und vier Kinder. Fräulein Leonie Mühlebach steht diesem Heim als Hausmutter vor — man übersetze dieses Wort vielleicht eher in «Kameradin der berufstätigen jungen Frauen» — und hat es von Anfang an mit bewundernswerter Geschicklichkeit durch alle Schwierigkeiten gesteuert. In der kurzen Zeitspanne ist es ihr gelungen,

aus dem eigentlich ziemlich bieder wirkenden Haus ein wahres Schmuckkästchen zu machen. Trotz der mehr als beschränkten Mittel ist jedes einzelne Zimmer persönlich, ganz nach dem Geschmack seiner Besitzerin eingerichtet, und noch heute wird bei jedem «Geldzufluss» irgend etwas erneuert oder verschönert: ein roter, fröhlicher Inlaid belebt einen allzu dunklen Gang usw. Daneben aber finden sich über das ganze Haus verstreut zahlreiche Attribute, die die freundliche und lebensbejahende Atmosphäre des Heims bezeugen: Auf einer alten Truhe steht ein üppiger Blumenstraus auf einem Stück roten Leinen — ein fröhlich dekorierter Wandbehang birgt in seinen Säcken die Kinderfinken! Im Winter hatten sich einige der jungen Frauen zu einem Handwerkskurs gemeldet und bastelten sich Kleinmöbel für ihr Zimmer!

Zwei ganz junge Gehilfinnen, die eine als Köchin, stehen der Hausmutter zur Seite und betreuen die Kinder in der beruflichen Abwesenheit der Mütter. Was hier aber besonders wichtig ist: sobald die Mütter zu Hause sind, treten die Gehilfinnen ganz zurück und lassen die Mütter ihr Kind (oder ihre Kinder!) nach eigenem Gutdünken füttern und pflegen.

Die Küche des Heims ist mehr als einfach eingerichtet. Alle Mahlzeiten für die vielköpfige Familie müssen auf einem gewöhnlichen dreilöchrigen Herd zubereitet werden. Prunkstücke des Haushalts, wenn auch sehr nötige, sind der übrigens «geschenkte» grosse Kühlschrank in der Küche und die Waschmaschine im Keller, die dreimal täglich gefüllt wird, denn die gesamte Wäsche der Mütter und Kinder wird hier gewaschen, getrocknet und im Bügelraum in Fächer gelegt, worauf sich dann die Mütter selber mit Bügeln und Flickern usw. befassen, genau wie sie vor Arbeitsbeginn ihre Zimmer in Ordnung bringen.

Meldet sich eine Mutter mit ihrem Kind ins Heim an — was ja nicht selten eine Berufsveränderung nach sich zieht —, vermittelt ihr Fräulein Mühlebach einen Arbeitsplatz. So können zum Beispiel Hausangestellte als hochwillkommene Hilfen in verschiedenen Spitalabteilungen eingesetzt werden, sogar als Hilfsschwestern. Man hat hier bereits sehr gute Erfahrungen gemacht, ausserdem beziehen die jungen Mütter dort eine recht gute Entlohnung. In diesem grossen Industriegebiet finden die jungen Frauen selbstverständlich immer Arbeitsplätze. Eine Hilfsarbeiterin verdient allerdings im Höchstfall Fr. 400.—, ein Lohn, mit dem sie sich und ihr Kind, anderswo in einem Zimmer oder kleinen Wohnung lebend, niemals durchbringen könnte. Im Flurlinger Wohnheim bezahlt die Mutter für sich einen Pensionspreis von Fr. 250.— und für ihr Kind Fr. 100.—. Im genannten Fall eines Mindestlohns ist verständlicherweise ein Zuschuss von irgendeiner Seite unerlässlich, der aber

